

maßnahmen in den Beratungsstellen des Bistums Limburg. Die zu erwartenden neuen Erkenntnisse werden zum Ende dieses Jahres ausgewertet und in die dann zu treffenden Entscheidungen einbezogen. Man wird prüfen, wie das gemeinsam erhoffte und auch vom Bistum Limburg angestrebte Ziel die betroffenen Frauen unabhängig von der staatlichen Konfliktberatung zu erreichen, zu verwirklichen ist.

Das Bistum Limburg sieht sich mit allen deutschen Bistümern dem Auftrag des Papstes verpflichtet, die Beratung „nachhaltig zu Gunsten eines eindeutigen und glaubwürdigen Zeugnisses für das Leben weiterzuentwickeln“.

Zusammenfassend kann festgestellt werden:

1. Die Einigung der Glaubenskongregation mit Bischof Kamphaus zeigt – so Kardinal Karl Lehmann in einer Stellungnahme am 22. Januar 2001 –, daß der Wille zum Konsens auch bei schwierigen Fragen in der katholischen Kirche auf beiden Seiten größer ist, als viele sich vorstellen können, und zwar ohne Preisgabe wesentlicher gemeinsamer Grundsätze. Die deutschen Bischöfe sind mit Papst Johannes Paul II. und dem Bischof von Limburg einig, daß die Beratung nachhaltig zu Gunsten eines eindeutigen

und glaubwürdigen Zeugnisses für das Leben des ungeborenen Kindes weiterentwickelt werden muß.

2. Die Einigung zeigt aber auch, daß bisher die katholischen Beraterinnen in Deutschland mit der Scheinerteilung nicht gegen kirchliches Recht oder eine Weisung aus Rom verstoßen haben. Sonst hätte nie die Zustimmung zum Weg in Limburg für 2001 erteilt werden dürfen. Die Verfechter von gehässigen Schlagworten wie „Donum mortis“ oder „Lizenz zum Töten“ können sich nicht auf den Heiligen Vater oder auf Kardinal Ratzinger berufen.

3. Verständlicherweise sind auch die Mitglieder und Beraterinnen von Donum Vitae glücklich über dieses Ergebnis. Denn wenn schon kirchliche Beratungsstellen weiterhin Beratungsscheine ausstellen dürfen, kann man das einem – von Katholiken getragenen – Laienverein erst recht nicht verwehren.

4. Sowohl die kirchlichen Beratungsstellen wie Donum Vitae treten eindeutig für den Schutz des ungeborenen Lebens ein. Wenn auch die Wege verschieden sind, sollte man sich im Interesse des Zieles nicht bekämpfen, sondern nach Möglichkeit zusammenarbeiten. *Engelbert Niebler*

Pastoralpsychologie mit erweitertem Blickfeld?

Die deutschsprachige Pastoralpsychologie konnte sich in den letzten 30 Jahren in der Aus- und Fortbildung von Mitarbeitern der Seelsorge mit einem gewissen Erfolg etablieren, obwohl sie mancherorts noch immer zu wenig berücksichtigt wird. Als Anwendungs- und Verbindungsdisziplin hat sie psychologische Erkenntnisse anzuwenden und zu gewinnen, um seelsorgerliches Handeln zu verstehen und zu verbessern. Dabei hat sie sich in der Vergangenheit weitgehend auf die Rezeption von Beiträgen Eriksonscher Entwicklungspsychologie, Klinischer Psychologie, Klientenzentrierter Psychotherapie, der Organisationspsychologie und – eindeutig dominant – der Psychoanalyse beschränkt. *Christoph Jacobs*, Diplompsychologe, Theologe und Priester der Erzdiözese Paderborn, hat nun eine Dissertation vorgelegt, die nichts Gerin-

geres als eine grundlegende Erweiterung und Korrektur des Selbstverständnisses der Pastoralpsychologie beabsichtigt¹. Dabei geht er von der Sorge um das Wohl und Heil der Seelsorgekräfte aus, um von da aus den Blick auf die gesamte Pastoral zu weiten.

Statt einer therapeutisch eingeführten Theologie und Pastoral – etwa in der Linie von Eugen Drewermann –, die den Bezug zu den Gesunden und zur Pfarrgemeinde vernachlässigt und sich so ausschließlich auf Krisen, Konflikte und Defizite konzentriert, daß sie das Streben nach Glück und Gelingen aus den Augen verliert, will *Jacobs* eine „Pastoralpsychologie gelingenden Lebens“ erarbeiten, „die der umfassenden Heilwerdung des Menschen und dem Gelingen seines Lebens auf dieser Erde und angesichts des Himmels“ dient (23). Denn auf wissenschaftlicher Ebene wurden

„seelische Gesundheit, Ressourcen, Umgang mit Belastungen und soziale Beziehungen bisher von der Pastoralpsychologie praktisch überhaupt nicht systematisch in den Blick genommen“ (26). Diesen „Paradigmenwechsel“ von den Defizitverfahren zu den Positivverfahren (mit ihrem fragmentarischen Charakter) begründet Jacobs biblisch mit Berufung auf das „Leben in Fülle“ und die Gegenwart des Auferstandenen, doch geht der ganze Impuls unverkennbar von dem Wandel aus, den – wie er in einem einführenden Kapitel erläutert – die seit den 80er Jahren aufstrebende Gesundheitspsychologie in Gesundheitsforschung und Psychologie herbeigeführt hat.

Die neue Blickrichtung, die neben der Heilung von Krankheit und über die Krankheitsvorbeugung hinaus auch erforschen und fördern will, was Gesundheit und Wohlbefinden gewährleistet, sollte nach Ansicht des Autors auch die Pastoralpsychologie zu der Überlegung veranlassen, wie sie die im ganzheitlichen Sinn heile Persönlichkeitsentwicklung der Gläubigen fördern kann. Als gesundheitswissenschaftliches Standardmodell dieser Richtung, das sich auch als Paradigma für die Pastoralpsychologie eignet, stellt Jacobs ausführlich das *Salutogenese-Konzept* von Aaron Antonovsky vor. Dieser hat die pathogenetische Frage, was Menschen krank macht, als einseitig kritisiert (entbehrlich ist sie beileibe nicht) und eine ergänzende Fragestellung gefordert, die erforscht, was gesund macht und was die Kräfte (Ressourcen) stärkt, die eine günstige Bewältigung von Stressoren (Belastungen, Herausforderungen) erlauben.

Zentral ist nach Antonovsky das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) – ein Superkonstrukt, das die drei Dimensionen Verstehbarkeit (sense of comprehensibility), Gestaltbarkeit (sense of manageability) und Bedeutsamkeit (sense of meaningfulness) umfaßt und auch durch einen Fragebogen gemessen wird. Jacobs erwähnt darüber hinaus noch alternative Modelle und betont, daß das Salutogenese-Konzept keine Exklusivität beansprucht und daß die kritischen Einwände, die erhoben wurden – wirklich neu, zu global, fehlende Beschreibung von Ursache-Wirkungs-Prozessen, ungeklärte Beziehungen zu anderen Konstrukten, kognitiver Überhang?

– nicht gegen seine entwicklungsfähige und -bedürftige Verwendung in den Gesundheitswissenschaften und in der Pastoralpsychologie sprechen.

Da das Salutogenesemodell aber auf eine inhaltliche Beschreibung von Gesundheit verzichtet, ergänzt es Jacobs in einem eigenen Kapitel durch die im deutschen Sprachraum führende Konzeption *seelischer Gesundheit* von Peter Becker. Diese faßt (seelische) Gesundheit ebenfalls positiv, also salutogenetisch auf und betrachtet sie – ausgehend von klassischen psychologischen Theorien Sigmund Freuds, Carl Rogers', Abraham Maslows, Viktor E. Frankls, Erich Fromms und anderer – als Ergebnis von Regulationskompetenzen, Selbstaktualisierung und Sinnfindung. So berücksichtigt sie auch – wie das Konstrukt des Kohärenzgefühls – die potentiell förderliche Wirkung eines positiven Wert- und Orientierungssystems, wie es der christliche Glaube sein will. Beide Rahmenvorstellungen, das umfassende Gesundheitskonzept von Antonovsky wie auch die psychologischere Gesamtschau Beckers von der seelischen Gesundheit, lenken die Aufmerksamkeit auf die möglichen Belastungen/Herausforderungen (Stress im psychologischen Sinn) und auf die günstigen oder ungünstigen Formen der Belastungsverarbeitung oder -bewältigung (coping). Ihre Vielfalt läßt freilich eine Beschreibung und Klassifikation ohne Überschneidungen nicht zu. Jacobs weist auf die wichtigsten Ressourcen gelingenden Lebens hin und hebt den grundlegenden Ansatz von Richard S. Lazarus sowie die Bedeutung der Suche nach sozialer Unterstützung hervor – mit dem berechtigten Hinweis, daß die Pastoralpsychologie bisher nur in vereinzelt veröffentlichten Beiträgen dieser Forschungsrichtung aufgegriffen hat.

In einem theologisch-empirischen Teil referiert er drei eigene Studien, die den Umgang mit Belastungen und dabei vor allem die Bedeutung der sozialen Beziehungen im Rahmen des erörterten Salutogenesemodells untersuchten. Sie erfaßten insgesamt etwa 1000 Personen und bieten Beobachtungen: 1. zur seelischen Gesundheit und zum Wohlbefinden bei Priestern, 2. zu Therapie und Therapieerfolg bei Priestern und Ordensleuten im Recollectio-Haus Münster-

schwarzach sowie 3. zur Belastungsverarbeitung und sozialen Unterstützung bei Theologiestudenten. Als Indikatoren für die zu untersuchenden Dimensionen seelischer Gesundheit setzte er bewährte Fragebögen wie den Trierer Persönlichkeitsfragebogen, den Fragebogen zur Lebensorientierung (Kohärenzgefühl), das Freiburger Persönlichkeitsinventar, den Fragebogen zum Umgang mit Belastungssituationen im Verlauf und andere ein; die Ergebnisse interpretiert er differenziert und vorsichtig.

Beispielsweise zeigen die Werte einer weitgehend repräsentativen Gruppe von 197 Priestern, daß sich der gewählte salutogenetische Ansatz als fruchtbar erweist, daß bei dieser Berufsgruppe weitgehende Normalität festzustellen ist, aber auch die Notwendigkeit einer Förderung bestimmter Kompetenzen. So entspricht die Priestergruppe im Bereich der fremd- und selbstbezogenen Wertschätzung durchaus der Durchschnittsbevölkerung, doch sind bei ihr Sinnerfüllung und Beschwerdefreiheit geringer als bei Gruppen mit vergleichbarem Berufsniveau. Im Bereich Selbstaktualisierung (Expansivität und Autonomie) weichen Priester stark von der Normbevölkerung ab, was Jacobs einerseits aus Defiziten bei Durchsetzungsfähigkeit und Selbstverantwortlichkeit und andererseits aus Stärken im Bereich von Orientierung am Mitmenschen und am kirchlichen Kontext interpretiert. Das mag man, meint er, als „subkulturelle“ Besonderheit betrachten, doch liegt darin unter Umständen auch die Ursache für ein verringertes Wohlbefinden und Kohärenzgefühl.

Zu denken geben muß auch die Beobachtung, daß die Priester Aussagen zur Lebensbewältigung – etwa: „Ich fühle mich dem Leben und seinen Schwierigkeiten eigentlich gut gewachsen“ – weniger positiv beantworten als die Normalbevölkerung. Ihr Kohärenzgefühl liegt noch im Rahmen der durchschnittlichen Schwankungsbreite, aber im unteren Bereich und deutlich niedriger als das von evangelischen Geistlichen. Die Längsschnittuntersuchung bei Kursteilnehmern des Recollectio-Hauses belegt den guten Erfolg dieses Interventionskonzepts auch noch nach einem Jahr und ermöglicht Hinweise für seine Weiterentwicklung.

Eine Längsschnittstudie bei einer Gruppe von Priesteramtskandidaten gibt schließlich einen Einblick in den Bedarf an Förderung der Fertigkeit, Alltagsbelastungen zu bewältigen und die Chancen des vertrauensvollen Gesprächs mit anderen („Suche nach sozialer Unterstützung“) wahrzunehmen. Alle drei Studien zeugen von einem enormen Forscherfleiß und souveräner Methodenkenntnis; allerdings verzichtet die Auswertung auf einen Vergleich der Ergebnisse mit denen amerikanischer Untersuchungen bei Klerikern.

In einem weiteren Kapitel, dem umfangreichsten, versucht Jacobs, salutogenetisch bedeutsame Erkenntnisse der Psychologie theologisch, vom Heilsverständnis und vom Heilsdienst der Kirche aus, zu deuten. Statt Mittelwerte und Korrelationskoeffizienten erörtert diese Betrachtung Schlüsselworte wie Gesundheit, Schalom, Leben, Fülle, Last und Fragment. Sie stellt Bausteine für ein alltagspraktisches Handlungsmodell zusammen und fundiert sie in einem spirituellen Kontext. Von der Psychotherapieforschung Klaus Grawes bis zum Flow-Konzept Mihalyi Csikszentmihalyis, vom Lebenswissen benediktinischer Weisheit bis zur „Ressourcenperspektive“ ignatianischer Spiritualität breitet der Verfasser ein breites Panorama von Gedanken aus und ermutigt letztlich eher zu einer stärkeren Orientierung an biblisch-spirituellen Begriffen als zu einem vermehrten Import psychologischer Kategorien.

Dieser Teil geht lange nicht mehr so kritisch (etwa gegenüber Csikszentmihalyi) und systematisch vor wie die vorangegangenen, sondern muß in dem Bestreben, zum Thema „alltagsfähige Spiritualität und Pastoralpsychologie“ möglichst alles zu sagen, oft gesichertes Terrain verlassen und Hinweise verschiedener Autoren zu einer Art Collage zusammenfügen. Manchmal wirkt er auch so bemüht, modernes psychologisches Orientierungswissen in Bibel und Spiritualität zu verankern, daß man sich fragen mag, ob man theologisch nicht recht gut mit der Annahme leben kann, daß Bibel und spirituelle Überlieferung zwar die Grund- und Letztmotivation für ein gelingendes Leben enthalten, diese aber nur innerhalb einer vorwissenschaftlichen, rudimentären Anthropologie vermitteln. Doch gelingt es

Jacobs insgesamt, auf überzeugende Weise für ein pastoralpsychologisches Denken in salutogenetischer Perspektive und damit auch für die Rezeption von bisher vernachlässigten psychologischen Ansätzen zu werben. Manche Partien dieser Arbeit, die nach Anspruch und Ausführung weit über den üblichen Rahmen einer Dissertation hinausgeht, erleichtern durch ihre präzisen, handbuchartigen Basisinformationen sicher die längst fällige Aneignung und Auseinandersetzung. Das ganze Plädoyer könnte auch der Sparte „Spiritualität“ zum Anschluß an die wissenschaftliche Psychologie verhelfen und dazu beitragen, geheimnisvoll raunende Hinweise auf die Archetypenlehre durch beobachtungsgestützte Aussagen zu ersetzen.

Allerdings sollte die Pastoralpsychologie, die dem Gebrauch von Belcanto-Vokabeln nicht immer abgeneigt war, aus dem salutogenetischen Ansatz kein Schlagwort und kein Denkmonopol machen. Der Vorteil, den dieser weite theoretische Rahmen bietet, besteht wohl darin, daß er für eine ganzheitliche, biopsychosoziale Betrachtung Raum gewährt und zu ihr animiert. Daß dieser Rahmen nicht nur mit dem Konstrukt des Kohärenzgefühls gefüllt werden kann, zeigt aber Jacobs selbst durch seine Ergänzungen. Als Rahmen würde vermutlich auch Beckers Konzept der seelischen Gesundheit ausreichen. Und weil beide Ansätze, der von Becker wie auch der von Antonovsky, trotz gegenteili-

ger Absichten, immer noch unverkennbar klinisch-individualistisch und gesundheitszentriert ausgerichtet sind, wäre auch zu überlegen, ob das Konstrukt der *Lebensqualität* bzw. des subjektiven Wohlbefindens, das von der Weltgesundheitsorganisation wie auch von den Sozialwissenschaften und der Gerontologie mit Erfolg eingeführt wurde und in der WHO-Form die Dimension Religiosität und persönliche Sinnüberzeugungen berücksichtigt, für die Pastoralpsychologie nicht noch fruchtbarer sein könnte. Denn dort steht die *Lebenszufriedenheit* im Vordergrund, die ja mit Leid und Krankheit kompatibel sein kann und damit dem biblischen Heil in seiner vortodlichen Gestalt vielleicht näher steht als die Gesundheit.

Der enge Zusammenhang zwischen Heil und Heilung in der deutschen Sprache verleitet leicht dazu, gesundheitsorientiert von einer „heilenden“ Seelsorge zu sprechen, obwohl der Glaube psychische und somatische Heilungsprozesse nur unterstützen kann. Jacobs hat auf hohem Niveau einen Anstoß gegeben, der eine fruchtbare Neuorientierung anregen kann; die Diskussion sollte fortgesetzt werden.

Bernhard Grom SJ

¹ Jacobs, Christoph: Salutogenese. Eine pastoralpsychologische Studie zu seelischer Gesundheit, Ressourcen und Umgang mit Belastung bei Seelsorgern. Würzburg: Echter 2000. (Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral. 19). 720 S. Br. 80,-.